

ZWISCHEN DEN KULTUREN KOMMUNIZIEREN

Die Herausforderungen interkultureller Kommunikation sowie ihre Bedeutung für Gesundheitsberufe haben 16 Studierende in einem neuen Angebot des International Office diskutiert.

Sie wollen nach San Diego, Dublin, Santiago de Chile, Seoul oder Honolulu – immer mehr Studierende der MSH entscheiden sich für ein Auslandssemester an einer unserer weltweit 30 Kooperationshochschulen. Wie das Aufeinandertreffen der Kulturen gelingt, warum interkulturelle Kompetenzen in der Gesundheitsbranche immer wichtiger werden und was »Culture Clash« bedeutet, können Studierende aller Fachrichtungen im Rahmen eines neuen Veranstaltungsformats erleben – indem sie sich spielerisch auf Reise begeben.

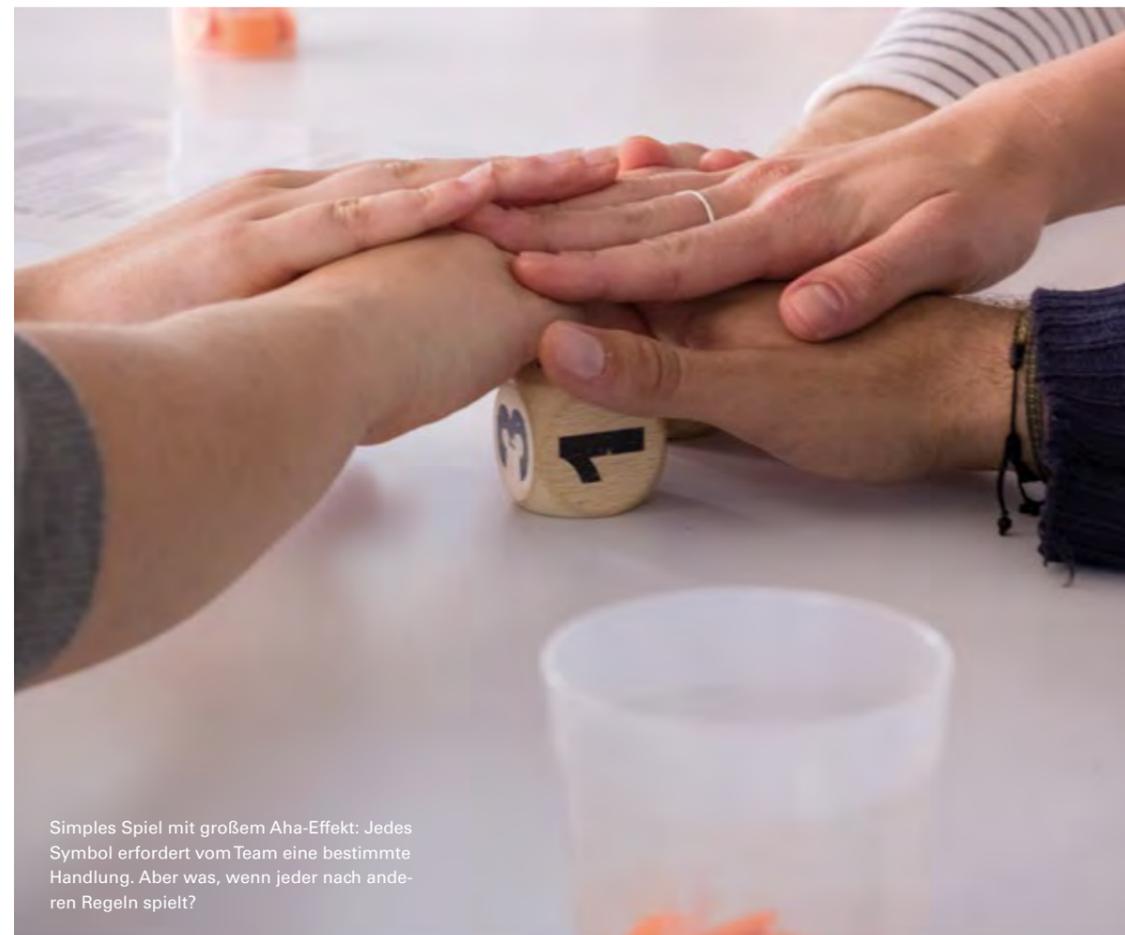
TEXT Anne-Christin Wagner FOTOS Lena Glinka



Toller Nebeneffekt: in dem Workshop trainieren unsere Studierenden auch ihre Englischkenntnisse.

Es ist Donnerstagabend, langsam treffen die ersten Studierenden im Seminarraum Am Kaiserkai ein, in dem heute der neue Workshop »Cultural Competence for Health Care Professionals« stattfindet. Mit Blick über den Hafen, Hamburgs Tor zur Welt, tauschen sich einige bereits in kleinen Grüppchen über ihre Auslandserfahrungen aus. Die Psychologie-Studentin Lya, zum Beispiel, kam gerade erst vom Auslandssemester in Seoul, Südkorea, zurück. Sophie, Studentin der Arbeits- und Organisationspsychologie, startet in zwei Wochen zum Studium nach San Diego, USA. Die Studienfächer der sechzehn Teilnehmer reichen von Psychologie über Soziale Arbeit bis Expressive Arts in Social Transformation. Viele von ihnen erlebten bei einem Auslandssemester, Praktikum oder Freiwilligendienst, was »Culture Clash« bedeutet. Was alle verbindet, ist eine neugierige, offene Haltung – und sie sind hochmotiviert, ihren freien Abend zu nutzen, um bei dem Workshop mit Yvette Robertson an ihrer kulturellen Kompetenz zu arbeiten. Die US-Amerikanerin lebt seit zwanzig Jahren in Deutschland und ist Expertin im Bereich »Cultural Competence«.

Ohne viel Theorie startet der Workshop mit der »KultuRallye« und setzt mithilfe des international etablierten Lernspiels auf das Erleben kultureller Unterschiede. Dafür bilden die Studierenden, die zu fünft bis sechst an insgesamt drei Tischinseln sitzen, jeweils ein Team. Als Robertson die Spielregeln erklärt, hören alle aufmerksam zu. Kein Wunder, denn das Tempo ist hoch und noch weiß keiner so recht, wie mit zwei Würfeln pro Tisch und zwanzig Chips pro Spieler interkulturelle Kommunikation trainiert werden soll. Um sich die Regeln einzuprägen, hat jedes Team einige Minuten Zeit. Die erste Herausforderung: Beim eigentlichen Spiel darf nicht mehr gesprochen werden. Statt interkultureller heißt es also zunächst nonverbale Kommunikation.



Simple Spiel mit großem Aha-Effekt: Jedes Symbol erfordert vom Team eine bestimmte Handlung. Aber was, wenn jeder nach anderen Regeln spielt?

Workshopleiterin Yvette Robertson



Während des Spiels »KultuRallye« darf nur nonverbal kommuniziert werden



Als die »KultuRallye« beginnt, sind alle hochkonzentriert. Außer dem Klacken der Würfeln und Chips sowie vereinzelt Gekicher ist es still im Raum. Nach einigen Runden kontrollierten Gestikulierens, Klatschens und Klopfens gibt es die Anweisung, dass alle ihre Chips zählen und der Spieler mit den meisten Chips am Tisch aufstehen soll – nach wie vor ohne ein Wort zu sagen. Wer steht, wechselt an den Nachbartisch und spielt dort weiter. Zwei Wechsel später gibt Yvette Robertson das Signal, dass wieder gesprochen werden darf. Es dauert einen Moment, bis alle drauflosquasseln. Der Einstieg in das Thema ist perfekt: »Wie habt ihr euch gefühlt, als ihr den Tisch wechseln musstet und nicht sprechen durftet? Wie habt ihr euch verhalten, als ein Mitspieler keine Chips mehr hatte?« Doch der eigentliche Clou, der erst im Spielverlauf deutlich wurde: Jeder Tisch spielte nach anderen Regeln. »Fast so wie im echten Leben, oder?«

Lya, die im Spiel den Tisch wechseln musste, erklärt in der anschließenden Diskussion: »Ich war mir nach der ersten Runde ziemlich sicher, dass ihr andere Regeln habt, weil es unwahrscheinlich schien, dass außer mir alle das Falsche machen.« Spieler, die nicht wechseln mussten, kamen hingegen nicht so schnell darauf, dass der Neuling die Regeln nicht kennen könnte: »Ich dachte, sie ist vielleicht einfach langsamer.« So erleben die Studierenden einen wesentlichen Aspekt der interkulturellen Kommunikation: »Wir betrachten unsere Erfahrungen als normativ und gehen davon aus, dass überall die gleichen Regeln herrschen.«, erklärt Robertson. Eine weitere Herausforderung, die sich so auch in der Realität findet, war es, den Neulingen die Regeln nonverbal zu vermitteln. Trotz Hürden in der Kommunikation waren sich die Teams einig, den neuen Mitspieler einbeziehen zu wollen: »Um das System am Laufen zu halten.« Und so erlernten, nach anfänglicher Verwirrung, alle schnell die Regeln des neuen Teams. Jeder passt sich an, um mitspielen zu können. Was für eine gute Metapher für Integration.

Dabei macht Yvette Robertson darauf aufmerksam, als wie normal wir es empfinden, wenn Integration nur in eine Richtung abläuft, und sie wirft die Frage in den Raum, »warum sich die Gruppe →

nicht an den Neuankömmlingen orientiert«. Die Teams diskutieren ihre Standpunkte und Annabelle, Studentin der Psychologie mit Schwerpunkt Klinische Psychologie und Psychotherapie, berichtet zum Beispiel, dass sie zwar versuchte nach den Regeln aus ihrem alten Team weiterzuspielen, das aber schnell aufgab, da sie ohne die Bestätigung durch ihre Mitspieler unsicher wurde. Und dann wäre da noch die Sache mit den Chips, die Yvette Robertson besonders spannend findet: »Wie sich jeder Einzelne verhält, wenn ein Mitspieler alle Chips verloren hat, kann symbolisch für ein Gesellschaftssystem stehen.« In einer Gruppe gab zum Beispiel jeder Spieler einen Chip ab – gerade so viel wie nötig.

Nachdem die Grundlagen der interkulturellen Kommunikation praktisch durchgespielt wurden, wird es im zweiten Teil des Workshops etwas theoretischer. Es werden unter anderem die Phasen eines Kulturschocks aufgeschlüsselt und die besonderen Herausforderungen im Gesundheitssystem thematisiert. Besonders anschaulich waren für Sophie dabei die »4 C's«, die in Form von den vier Fragen »What do you CALL your problem?«, »What do you think CAUSED your problem?«, »How do you COPE with your condition?« und »What CONCERNS do you have regarding your condition?« dabei helfen können, die Perspektive von Patienten im interkulturellen Kontext leichter nachzuvollziehen. Auch wenn sie bei ihrem USA-Aufenthalt keine großen kulturellen Unterschiede erwartet, ist Sophie zuversichtlich, dank der Eindrücke aus dem Workshop, zukünftig noch sensibler und offener in neue Situationen zu gehen. Lya hingegen konnte in dem Workshop ihre Erfahrungen aus Südkorea noch einmal Revue passieren lassen und mit den anderen teilen: »Koreaner gehen auch bei einer Erkältung nicht zum niedergelassenen Arzt, sondern immer direkt ins Krankenhaus. Vom Arzt habe ich dort außerdem lediglich die eingeschweißten Pillen erhalten, also ohne Verpackung oder Beipackzettel – in Korea vertrauen die meisten dem Arzt blind.« Für Mustafa war das Training in kultureller Kompetenz auch ohne konkrete Auslandspläne spannend. Er erlebte 2015/16 während seines Bundesfreiwilligendienst in Hamburg die Herausforderungen beim Aufeinandertreffen verschiedener Kulturen: »Obwohl wir Dolmetscher hatten, wusste niemand so richtig mit den Geflüchteten umzugehen.« An der MSH unterstützte Mustafa später im Rahmen des Buddy-Programms einen ausländischen Studierenden dabei, sich in den Studierendenalltag und das Hamburger Stadtleben zu integrieren.

So konnte sich praktisch jeder mit einem anderen Background in den Workshop einbringen. Neben dem Zusammentreffen mit Studierenden aus anderen Fachrichtungen und Semestern gefiel Sophie dabei vor allem der Austausch über die verschiedenen Auslandserfahrungen. Und so ist eine Erkenntnis dieses Abends, die auch für Yvette Robertson von besonderer Bedeutung ist, »dass wir zusammen mehr lernen, mehr wachsen und jeder Einzelne davon profitieren kann«. ●



Auf spielerische Weise erlernen Studierende aller Fachrichtungen, was interkulturelle Kommunikation bedeutet



Mit der MSH ins Ausland

Europa, Nord- und Südamerika, Australien oder Ozeanien: Das internationale Netzwerk der MSH umfasst 30 internationale Partnerschaften in 17 Ländern. Ob Studium oder Praktikum, vom Nachbarland Österreich bis hin zu Hawaii ist ein Auslandsaufenthalt (fast) überall möglich – Starthilfe für Studis in Form einer Beratung gibt es beim International Office, finanzielle Förderung über die DAAD-Stipendienprogramme Erasmus+ und PROMOS.

Sie interessieren sich für ein Auslandssemester oder internationales Praktikum?

Von der ersten Idee zu einem Auslandsaufenthalt bis hin zum Antritt sollten Sie etwa 9-12 Monate einplanen. Übrigens: Auslandsaufenthalte sind im Bachelor, im Master und sogar danach möglich – zum Beispiel in Form eines Graduiertenpraktikums.

Und sonst?

Auch Hiergebliebene können an der MSH vom internationalen Austausch profitieren. Im Rahmen des Buddy-Programms unterstützen MSH-Studierende internationale Austausch-Studierende und erleben gemeinsam mit ihnen den Einstieg ins Auslandssemester sowie das Ankommen in Hamburg.



MISSION HARBURG

Die MSH ist nicht nur HafenCity, Glasfassade und Elbblick. Die MSH ist auch die ehemalige Seifenfabrik am Harburger Binnenhafen. Um mehr über den südlichen Teil Hamburgs auf der anderen Seite der Elbe zu erfahren, hat uns Jonas Yaya, MSH-Student der Sozialen Arbeit, seine Heimat Harburg gezeigt.

TEXT Anne-Christin Wagner FOTOS Parham Khorrâmi

Der gelernte Gesundheits- und Krankenpfleger drehte schon als Kind jeden Pflasterstein in Harburg um – heute studiert er am Harburger Binnenhafen



Als wir in der S-Bahn nach Harburg sitzen, fühlt es sich etwas an wie am Anfang einer längeren Reise. Aus der Ferne werfen wir noch einen Blick auf die Hafencity, dann geht's über die Elbe und schließlich lassen wir auch Wilhelmsburg – für viele Hamburger schon in der äußersten Peripherie des urbanen Einzugsgebiets gelegen – hinter uns. Nach 20 Minuten Fahrt steigen wir am Harburger Rathaus aus und fühlen uns kaum mehr wie in Hamburg, sondern wie in der Multikulti-Variante einer norddeutschen Kleinstadt.



Jonas Yaya, 27, am MSH-Campus Harburger Binnenhafen

»Harburg ist bunt, ja sogar kunterbunt«, erklärt Jonas Yaya begeistert. Der Student der Sozialen Arbeit wurde in Harburg geboren und einen Tag lang nimmt er uns mit, auf Entdeckungstour durch seinen Heimatort, seinen Kiez Harburg. Jonas will seinen Beitrag für die Verbindung von Harburg und Hafencity, den beiden Standorten des MSH-Campus, leisten und freut sich, auf diesem Wege mit dem ein oder anderen Vorurteil aufzuräumen. Jonas ist in Heimfeld aufgewachsen, das als »etwas einfacher und rauer« Stadtteil gilt, aber für Jonas vor allem »sehr gemütlich« ist. Auf dem Gymnasium erlebte er dann, was es bedeutet, wenn verschiedene soziale Schichten aufeinandertreffen. Er kennt sich also damit aus, sich zwischen zwei Welten zu bewegen – und hat schon damals die Erfahrung gemacht, dass die sich ziemlich gut verbinden lassen.

Verbindung ist sowieso ein wichtiges Thema für Jonas, der seine Familie und Freunde erst von seinem Privatstudium überzeugen musste. Die waren ganz schön überrascht, als der Gesundheits- und Krankenpfleger mit 26 seinen Vollzeitjob an den Nagel hängt,

um ein Studium zu beginnen, noch dazu an einer privaten Hochschule. Doch Jonas hat einen Plan: Mit dem Studium der Sozialen Arbeit will er seine Erfahrungen aus der Pflege in einen wissenschaftlichen Kontext setzen und sich so beruflich weiterentwickeln. Da er unbedingt in Hamburg bleiben wollte, sprach für die MSH zunächst die Möglichkeit, den hohen NC an der HAW – Hochschule für Angewandte Wissenschaften zu umgehen. »Ich hatte außerdem keine Lust mit Mitte Zwanzig in den stressigen Alltag einer staatlichen Uni einzusteigen.« Finanzieren kann sich Jonas seinen Traum, indem er neben dem Studium bei einem ambulanten Pflegedienst als Berater für pflegebedürftige Menschen und deren Angehörige arbeitet.

Auch uns konnte der 27-Jährige mit seiner offenen, einnehmenden Art leicht überzeugen und für seinen Heimatort begeistern. In bester Stimmung laufen wir auf über 10 Kilometern die sehenswertesten Spots in Harburg ab und haben am Ende des Tages eine ganz neue Seite von Hamburg kennengelernt und die feste Absicht, wiederzukommen.

Los geht es beim MSH-Campus am Harburger Binnenhafen, wo wir direkt einen Einblick in die Geschichte des ehemaligen Industriestandorts bekommen. Am historischen Kran vorm Hochschulgebäude, einer ehemaligen Seifenfabrik, erklärt Jonas, »der hat 1910 schon 3.000 Kilo getragen«, und zeigt uns, wie sich in der Gegend die Gentrifizierung ausgewirkt hat. In die ehemaligen Kornspeicher am Kanal sind beispielsweise das Nobelrestaurant »Silo 16« sowie Luxuswohnungen gezogen. »Harburg ist verrufen für seine Kriminalität und Armut, aber am Channel, dem Kanal am Schellerdamm, ist die Grenze. Dort sitzen jetzt die größeren Firmen und damit das Geld.« Schnell wird klar, Jonas ist bestens vorbereitet auf seine Mission, seine Heimat zu präsentieren. Dabei ist ihm jedoch wichtig: »Es geht nicht um mich, es geht um Harburg.«



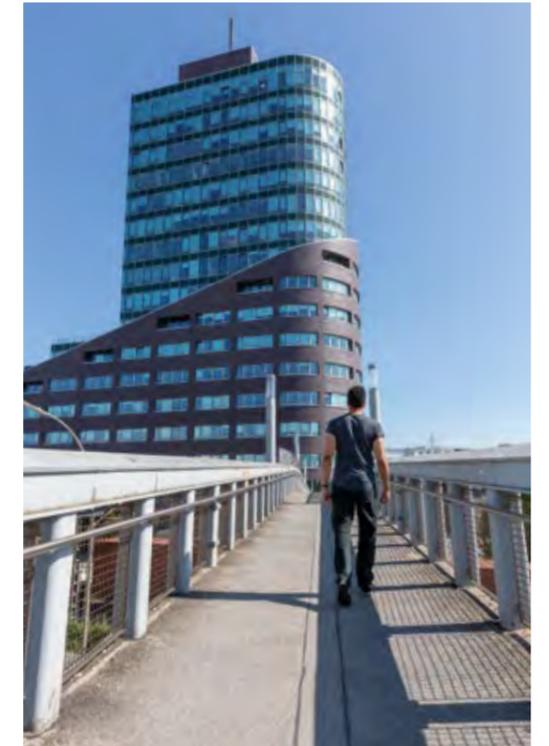
Auf Tour durch Harburg, hier auf der Lämmertwiete



Die Lämmertwiete mit ihren Fachwerkhäusern ist eines der Highlights in Harburg.

Natürlich geht es am Ende auch um Jonas, wenn er uns auf der Lämmertwiete etwa das Restaurant zeigt, in dem er sein erstes Date hatte, oder die Entwicklung der Stadt mit seinen Kindheits-erinnerungen abgleicht. Darüber hinaus hat Jonas aber tatsächlich jede Menge Wissenswertes über Harburg für uns parat. Die Lämmertwiete ist die erste Adresse, »für jeden, der in Harburg gemütlich essen gehen will«. Dabei ist die von Fachwerkhäusern gesäumte Lämmertwiete selbst schon einen Besuch wert. Als Harburgs letzte nahezu komplett erhaltene Straße im Fachwerkstil verzaubert die Lämmertwiete mit ihren kleinen, schrägen Häusern und dem charakteristischen Kopfsteinpflaster aus dem 17. Jahrhundert.

Für Jonas ist Harburg ein »Schmelztiegel der Subkulturen« und weitaus mehr als ein »Ghetto«, auf das der Stadtteil von Hamburg leider oft reduziert wird. »Shisha-Bars haben wir mehr als KiTas, aber mir ist es wichtig, Harburg auch mit Kultur in Verbindung zu bringen.« Schließlich hat der Hamburger Süden einiges zu bieten: den Kunstpfad, die Sammlung Falckenberg, das Archäologische Museum und das Harburger Theater. Letztere befinden sich zusammen mit der Helms Lounge in einem Gebäudekomplex und Jonas schwärmt: »Ich find's total cool, dass wir alles an einem Ort haben. Nachmittags kann ich mir eine Ausstellung anschauen, abends das Kabarett und danach noch mit Freunden auf einen Vino in die Helms Lounge gehen.« Jonas' Begeisterung spüren wir auch, als wir auf dem Wochenmarkt vor dem Rathaus stehen: »Das ist doch mega, das müsst ihr unbedingt fotografieren.« Und so folgt ein Highlight nach dem anderen. Der große Brunnen, der seit kurzem endlich wieder läuft, oder die Installation »Aufrechter Gang«, an der Jonas schon als Kind gespielt hat: »Jetzt kommen die ganzen Flashbacks zur Kindheit.« →



Der Channel Tower markiert den Übergang zum »neuen« Harburg.

Das Harburger Rathaus





Danach geht es zur Lüneburger Straße, auf der die Zeichen der Zeit sichtbar werden. Früher eine Flaniermeile mit lokalen Geschäften, reihen sich hier heute Döner- und Frisörläden aneinander. Jonas fehlt die klassische Fußgängerzone, findet es aber trotzdem toll, dass Harburg so multikulti geworden ist. Später, beim Falafel-Essen, sprechen wir über die Zukunft Harburgs und für die wünscht sich Jonas vor allem »Völkerverständigung, Toleranz, Offenheit« – und in dem Sinne: »dass sich Oma Elfriede auch mal einen Dürüm holt«, so wie jeder es eben sagt: »einmal mit alles und scharf«.

Harburg kann aber auch anders. Vom Campus aus laufen wir in einer halben Stunde an den Außenmühlenteich. Als wir ankommen, fragt Jonas: »Habe ich zu viel versprochen?« – und das hat er nicht. Der See ist die pure Idylle und bietet neben einer wunderschönen Aussicht die Möglichkeit zu Grillen, Boule oder Wasserball zu spielen und Tretboot zu fahren. Jonas kommt circa alle zwei Wochen »zum Runterkommen« an den See und betont, welches Potential so ein Ort als verbindendes Element haben kann. »Hier kommen Natur, Kultur und Soziales zusammen. Im anliegenden Wald finden sogar regelmäßig Open-Air-Partys statt.« Jeden Sommer wird der idyllische See außerdem beim Außenmühlenfest für mehrere Tage zur bunten Event-Location.



Installation »Aufrechter Gang«



Jonas Yaya liebt die bunte Vielfalt des Stadtteils Harburg.



So sieht Idylle aus: der Außenmühlenteich.



Der Harburger Binnenhafen

Zum Ende unserer Tour genießen wir noch einmal den Ausblick am Harburger Binnenhafen. Als uns Jonas auf das »Wohnschiff Transit« für Geflüchtete aufmerksam macht, kommen wir jedoch auf einen zentralen Punkt für Jonas zurück: »Harburg ist perfekt als Standort für Soziale Arbeit.« Das Aufeinandertreffen so vieler verschiedener Kulturen und Milieus führt auch dazu, dass wir »vor der Tür direkt Bezugspunkte und praktische Beispiele für das finden, was wir im Studium gelernt haben«. Das ist einer von vielen Gründen, die Harburg für Jonas lebenswert machen, und warum er nach vier Jahren in Barmbek wieder nach Harburg ziehen will. Zwar ist es vor allem für Studierende, die neu in der Stadt sind, einfacher in der Schanze, Eimsbüttel oder Barmbek anzukommen, aber »Harburg ist nicht so trubelig und trotzdem gibt es hier alles«. Dabei ist Jonas jedoch wichtig: »Ich bin stolz Harburger, aber auch froh Hamburger zu sein.« Und bei der Frage, wo es sich in Harburg am besten feiern lässt, antwortet Jonas schließlich mit einem breiten Grinsen: »Der Metronom braucht von Harburg nur zehn Minuten bis zum Hamburger Hauptbahnhof.« Dass es beim diesjährigen Herbstball der MSH einmal anders sein und die Party am Schellerdamm stattfinden wird, freut den Harburger natürlich besonders. ●

JONAS' TIPPS FÜR HARBURG

MITTAGESSEN

Falafel, z. B. Hütkar, Schloßmühlendamm 14

KAFFEE UND KUCHEN

Cafe Aveiro, Hölertwiete 10

EIS

Eiswagen am Channel
(mittags an Wochentagen)

ABENDESSEN

Restaurant Caspari, Lämmertwiete 6-10

DRINKS & LIVEMUSIK

The Old Dubliner - Irish Pub,
Lämmertwiete, Neue Str. 58

FREIZEITAKTIVITÄTEN

Schwimmbad, Therme & Sauna »MidSommerland« am Außenmühlenteich

Wandern oder Mountainbiking
in den Harburger Bergen

Besuch eines American-Football-Spiels von den
Hamburg Ravens

PER VIDEOCALL

ZUR THERAPIE

Ausgangsbeschränkungen und häusliche Isolation stellen in der Corona-Krise auch für die klassische Psychotherapie eine Herausforderung dar. Wie kann die intime Gesprächssituation zwischen Therapeut und Patient aufrechterhalten werden, wenn persönliche Kontakte weitgehend vermieden werden sollen? Zwei Psychotherapeutinnen der Hochschulambulanz berichten, wie Betroffenen dank Videotherapie trotzdem geholfen werden kann und wo die Therapie aus der Ferne an ihre Grenzen stößt.

INTERVIEW Julia Ekat und Anne-Christin Wagner FOTOS Yusuf Bala

Die virtuelle Therapie findet über eine spezielle Software am Laptop oder Tablet statt

Wenn der Weg zur Therapie für Patienten nicht zu bewältigen ist, bietet die Sitzung im Videochat für viele die rettende Alternative. Seit April 2019 sind Psychotherapeuten grundsätzlich berechtigt, eine Behandlung per Video als Leistung der gesetzlichen Krankenversicherung durchzuführen. Zunächst begrenzt auf 20 Prozent der Patienten, wurde die Einschränkung im Zuge der Corona-Pandemie vorerst aufgehoben. Doch wie wirkt es sich auf die Therapie aus, wenn sie plötzlich zu Hause stattfindet?



Ein Klick mit der Maus auf den Button und die Videoübertragung startet. Bei der Therapiesitzung per Video sitzen sich Therapeut und Patient im virtuellen Raum gegenüber, Webcam-to-Webcam statt Face-to-Face. Wo normalerweise kaum ein Meter Abstand zwischen ihnen ist, liegen jetzt teilweise über 50 Kilometer. Damit die psychotherapeutische Sitzung in diesem Setting gut gelingt, sind verschiedene Faktoren wichtig. »An erster Stelle muss sowohl beim Patienten, als auch beim Therapeuten die Bereitschaft da sein, sich auf das neue Medium einzulassen«, betont Manuela Post, fachliche Leitung der psychotherapeutischen Hochschulambulanz in der Hafencity. Seit dem Beginn der Corona-Pandemie findet etwa die Hälfte ihrer Therapiesitzungen per Videoübertragung statt. Neben den technischen Voraussetzungen muss bei der Sitzung per Video aus ihrer Sicht vor allem der geschützte Rahmen, in dem die Psychotherapie stattfinden sollte, gegeben sein. »Wenn unsere Patienten bei sich zu Hause nicht die Möglichkeit haben, einen geschützten Raum zu finden, in dem sie frei sprechen können, ohne dass ein Familienmitglied mithört, wird es schwierig«, erzählt die psychologische Psychotherapeutin, »ist jedoch sichergestellt, dass die Rahmenbedingungen stimmen und dass ich als Therapeutin die Themen der Sitzungen per Video bearbeiten kann, dann lässt sich diese Form der Therapie aus meiner Sicht gut anwenden.«

Welche Patienten die Möglichkeit der Videotherapie in Anspruch nehmen, hängt nach Einschätzung von Manuela Post stark von der Art der Therapie und den individuellen Voraussetzungen der Patienten ab. Vor allem Kindertherapien, in denen ein großer Fokus auf dem gemeinsamen Spielen liegt, seien per Video nur schwer realisierbar. Andere Patientengruppen können durch die Videotherapie aus ihrer Sicht jedoch besser erreicht werden. »Angstpatienten nehmen das Angebot teilweise dankbar an, da gerade am Anfang der Therapie der Weg zur Ambulanz eine Hürde für sie sein kann«, sagt Manuela Post, »auch Schmerzpatienten, die sonst vielleicht gar nicht in der Lage sind hier her zu kommen, nutzen das Angebot verstärkt.« Für Patienten, die in ihrem Job stark eingebunden sind oder außerhalb Hamburgs wohnen, kann die Videotherapie ebenfalls eine Entlastung sein, denn sie sparen den zusätzlichen Fahrtweg zur Hochschulambulanz. Darüber hinaus sieht Manuela Post eine Chance für Patienten, die Schwierigkeiten haben sich selbst zu organisieren, da durch die virtuelle Therapiesitzung vergessene Termine möglicherweise kurzfristig und flexibel zu Hause stattfinden können und nicht ausfallen müssen. Der größte Vorteil ist für Manuela Post aber die zusätzliche Option, die die Videotherapie ihren Patienten bietet. »Meine Patienten dürfen

frei entscheiden, ob sie die Sitzung lieber in der Ambulanz oder per Video wahrnehmen wollen«, erzählt die Therapeutin, »in Zeiten von Corona bedeutet das für Patienten, die wegen der geltenden Kontaktbeschränkungen unsicher sind oder die zu einer Risikogruppe gehören, dass sie ihre Therapie nicht zwingend pausieren müssen und weiterbehandelt werden können.«

Auch für die Psychotherapeuten, die momentan in der Hochschulambulanz ihre Ausbildung absolvieren, kann das verstärkte Angebot an Videositzungen eine bereichernde Erfahrung sein. »Normalerweise dürfen pro Quartal nur 20 Prozent aller Behandlungen als Videotherapie abgerechnet werden. Das heißt, dass nur wenige Patienten im Quartal Anspruch auf eine virtuelle Therapie hat. Im Zuge der Corona-Pandemie hat der Bewertungsausschuss aus

GKV-Spitzenverband und Kassenärztlicher Bundesvereinigung die Aufhebung der 20%-Regelung rechtskräftig und zunächst bis Ende Juni 2020 beschlossen«, erklärt Manuela Post. Die Auszubildenden am HIP lernen durch diese aktuelle Ausnahmesituation ein besonderes Therapiesetting kennen. »Die Psychotherapeuten können dadurch in ihrer Ausbildung selbst üben, für welche Patienten eine Videotherapie gut funktioniert. Sie erlangen also ganz individuelle Erkenntnisse, die sie sonst vielleicht nicht erfahren hätten. Das kann sehr hilfreich für die spätere Arbeit sein. Und es ist immer sinnvoll mit unterschiedlichen Medien zu arbeiten und zu lernen, wie sie genutzt werden können, für wen sie geeignet sind, wann sie an ihre Grenzen stoßen und wie der eigene Standpunkt dazu ist.«

frei entscheiden, ob sie die Sitzung lieber in der Ambulanz oder per Video wahrnehmen wollen«, erzählt die Therapeutin, »in Zeiten von Corona bedeutet das für Patienten, die wegen der geltenden Kontaktbeschränkungen unsicher sind oder die zu einer Risikogruppe gehören, dass sie ihre Therapie nicht zwingend pausieren müssen und weiterbehandelt werden können.«

»Der größte Vorteil ist die Entscheidungsfreiheit, die meinen Patienten mit der Videotherapie gegeben wird.«

Auch um den Datenschutz müssen sich Patient und Therapeut bei der Therapie keine Sorgen machen. Vor der ersten virtuellen Therapiesitzung erhält der Patient einen Link zu einer speziellen Internetseite für die Videotherapie. Der Anbieter der Internetseite wurde vorher von der Kassenärztlichen Vereinigung zertifiziert. Ein zusätzlicher Code für die Teilnahme an dem Therapiesprache sichert den Datenschutz. Da die Bedienung des Programmes für die Videositzungen aus der Sicht von Manuela Post sehr anwenderfreundlich ist, fiel auch ihr die Umstellung nicht schwer. »Natürlich komme ich in manchen Bereichen an meine Grenzen. Ich arbeite zum Beispiel gerne mit Arbeitsblättern, was über Video ein bisschen schwieriger ist«, sagt Manuela Post, »ich bin aber immer offen für Neues und wachse gerne mit meinen Aufgaben, weshalb ich mich sehr schnell auf die Videotherapie einlassen konnte.« →



Während viele Patienten normalerweise auf dem Weg zur Sitzung ihre Gedanken sammeln und sich überlegen, was sie thematisieren möchten, fällt die mentale Vorbereitung bei einer Videositzung weg. Im Extremfall ist der Patient gerade aufgewacht und setzt sich direkt vor die Kamera. »Dadurch kann ein Stück der Ernsthaftigkeit verloren gehen«, erklärt Zahra Modares. Die Verhaltenstherapeutin leitet die psychotherapeutischen Hochschulambulanzen der MSH Medical School Hamburg am Harburger Binnenhafen sowie der MSB Medical School Berlin. Neben ihrer Tätigkeit als fachliche Leiterin betreut sie als psychologische Psychotherapeutin ca. 15 Patienten. Im Frühjahr 2020 sieht sie vier davon nur im Videochat.

Modares sieht in der Videotherapie eine gute Notlösung, aber keinen Ersatz für die klassische Face-to-Face-Therapie. »Für Patienten, die zu den Covid-19-Risikogruppen zählen oder selbst infiziert sind, persönliche Termine also nicht wahrnehmen können, ermöglicht die moderne Technik eine Chance – die aber leider nicht immer unproblematisch abläuft«. Das fängt bei den technischen Voraussetzungen an, die insbesondere ältere Patienten mitunter vor große Herausforderungen stellt. Neben einem Laptop oder Tablet mit Kamera muss für die Videotherapie auch eine ausreichend schnelle Internetverbindung verfügbar sein. »Stellen Sie sich vor, der Patient berichtet von intimen Gefühlen und das Bild friert ein.« Alternativ erlaubt die Krankenkasse auch Gespräche per Telefon, doch sind so kaum mehr die notwendigen Voraussetzungen für ein diagnostisches Setting gegeben. »Wenn der Patient zu einem Thema weint oder nachdenklich ist, müssten wir das konkret erfra-

gen.« Denn der persönliche Kontakt ist nicht nur für die Patienten wichtig, sondern auch für die Therapeuten: »Dadurch können wir die Gefühlslagen der Patienten besser einschätzen. Leidet das Vertrauensverhältnis unter der Gesprächssituation, erhält die Sitzung mehr den Charakter eines Beratungsgesprächs.« Ob per Telefon oder Video, »die Beziehung zwischen Patient und Therapeut ist distanzierter und weniger emotional als im persönlichen Kontakt.« So erleben Therapeuten häufig eine gewisse Machtlosigkeit. Besonders in Krisensituationen, wenn Patienten z. B. lebensmüde Gedanken äußern. »Das fühlt sich nicht gut an, wenn wir die Patienten nicht vor uns sitzen haben und nicht sofort und direkt handeln können.« Diese Unsicherheit können auch Patienten spüren. »Sie sehen im Videochat nur mein Gesicht. Wenn ich für die Dokumentation mitschreibe und nach unten schaue, verlieren wir ein Stück weit den Kontakt zueinander – auch wenn ich ihnen die Situation vorab natürlich erkläre.«

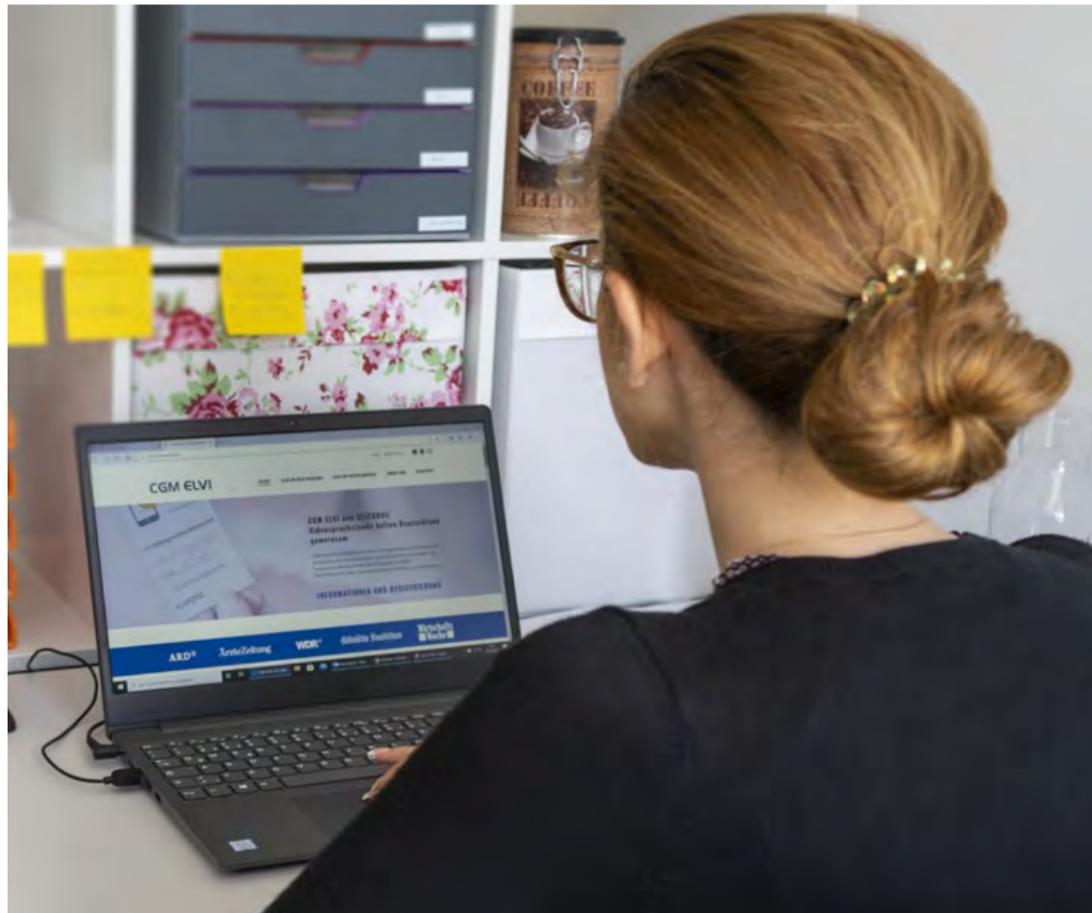
Gerade in Zeiten von Corona, wo viele Menschen zu Hause arbeiten und Schulen sowie Kindertagesstätten geschlossen sind, »stellt das häufigste Problem jedoch die mangelnde Privatsphäre dar.« Da es in der psychotherapeutischen Behandlung um sehr sensible Inhalte geht, ist es absolut notwendig, dass die Patienten frei und uneingeschränkt über ihre Beschwerden und alle Themen, die sie beschäftigen, sprechen können. »Das ist unmöglich, wenn der Patient während der Therapiesitzung nicht alleine zu Hause ist und Sorge hat, dass Angehörige das Gespräch mithören könnten.« →

»Das fühlt sich nicht gut an, wenn wir die Patienten nicht vor uns sitzen haben und in Krisensituationen nicht sofort und direkt handeln können.«

Aber auch andersrum ist das Eindringen in die Privatsphäre Thema. »Für mich als Therapeutin ist es eine ungewohnte Situation, den Patienten bei sich zu Hause zu sehen«, macht Modares deutlich. Zudem besteht die Gefahr, dass das Klingeln des Postboten oder unerwarteter Besuch die Therapiesitzung unterbricht.

Für Kinder und Jugendliche ist die Videotherapie teilweise gar keine Option. Neben der mangelnden Privatsphäre durch anwesende Eltern, ist besonders bei Kindern unter zehn Jahren die Konzentrationsfähigkeit ein Hindernis. »Da die Psychotherapie bei Kindern normalerweise aus vielen interaktiven und spielerischen Interventionen besteht, ist bei der Videotherapie verstärkt die Kreativität des Therapeuten gefragt.« Gruppentherapien werden aufgrund der Corona-Beschränkungen in der Hochschulambulanz vorläufig nicht angeboten. Ob beim Aufeinandertreffen verschiedener Patienten in einem Raum oder im Gruppenchat, die Vorgaben zum Infekti-

onsschutz sind in diesem besonderen Setting nur schwer mit den Anforderungen an eine konstruktive Therapiesitzung zusammenzubringen. »Für einige Patienten ist die Sprachbarriere außerdem ein Ausschlusskriterium für eine Videotherapie«, weiß Modares aus Erfahrung und erklärt, »bei Patienten mit Migrationshintergrund führt zusätzlich häufig die beengte Wohnsituation mit der Großfamilie dazu, dass sie lieber persönlich vorbeikommen.« Dabei beobachtet Modares, wie der Bedarf nach Psychotherapie aufgrund der Corona-Krise »rasant gestiegen« ist. Viele Menschen leiden aktuell unter finanziellen Einbußen, Jobverlust, Gewalt innerhalb der Familie und dem Wegfallen sozialer Beziehungen. »Glücklicherweise steht das Angebot unserer Ambulanz trotz aller Einschränkungen auch neuen Patienten offen. Erstgespräche finden jedoch nur in Ausnahmefällen virtuell statt.«●



02 / 03

Start me UP

The Rolling Stones

2:50

5:19





HEY, DR. DJ

Tagsüber lehrt Dr. Lars Tischler im Bereich Pädagogische und Allgemeine Psychologie an der MSH. In seiner Freizeit legt der wissenschaftliche Mitarbeiter auf – Minimal, Detroit-Techno, Schranz und Melodic Techno. Auch bei den MSH-Partys hat er sich als DJ Dr. Joiner einen Namen gemacht. Wir sprachen mit ihm über die DJ-Szene, seine Liebe zur Musik und wie seine Leidenschaft fürs Auflegen mit der Begeisterung für die Lehre zusammengeht.

TEXT Anne-Christin Wagner FOTOS Lena Glinka und Parham Khorrani

Auf der MSH-Weihnachtsfeier 2018 lernten Studierende Dr. Lars Tischler erstmals als DJ Dr. Joiner kennen.



Dr. Joiner beim Einspielen eines Vinylsets in seinem Wohnzimmer

Auch wenn der ein oder andere Studierende vielleicht überrascht ist, dass der steife Typ aus der Vorlesung bei der Party so abgeht«, erzählt Dr. Lars Tischler ganz nüchtern, sieht er in seinem Hobby keinen Widerspruch zu seiner Tätigkeit als Wissenschaftler. Bereits bei zwei MSH-Partys legte der promovierte Psychologe als DJ Dr. Joiner auf und »die Stimmung war absolut bombastisch – Die Leute sind abgegangen«. Das Genre des 46-Jährigen: Techno. Seine ersten Berührungspunkte zur DJ-Szene hatte Tischler schon Anfang der 1990er Jahre während seiner Banklehre, als er im Bremer Plattenladen »DeeJays« Stammgast war. »Ich hatte immer Lust auf Musik und kam in dem Plattenladen mit den DJs ins Gespräch. Dann gehörte ich relativ schnell zum Inventar.« Mit einer Plattensammlung von 100 bis 150 Scheiben und zwei Plattenspielern – »1210er von Technics, dem damaligen Clubstandard« – hatte Tischler 1993 seine ersten Auftritte als DJ in Oldenburg.

Als Tischler 1995 zum Studium nach Düsseldorf zog, ließ er jedoch auch die vertraute Clubszene hinter sich. Zeit- und Geldmangel taten ihr Übriges, und so verkaufte er seine DJ-Ausstattung. Tischler konzentrierte sich stattdessen auf einen anderen Weg und begann zunächst ein Studium der Soziologie, Politologie und Medienwissenschaft, bevor er von 1999 bis 2007 an der Universität Bremen Psychologie mit den Schwerpunkten Klinische Psychologie und Neuropsychologie studierte. Anschließend promovierte er über neuropsychologische Funktionstrainings bei ADHS. Seit 2014 ist Dr. Lars Tischler an der MSH tätig, wo er im Bereich der Pädagogischen und Allgemeinen Psychologie lehrt.

20 Jahre, nachdem er seine ersten Plattenspieler verkaufte, führte dann ein Lebensweg zum anderen und Tischler kam bei einer MSH-Party mit einem Studenten über die Musik und das Auflegen ins Gespräch. Das führte schließlich dazu, dass er 2018 selbst bei zwei Studentenpartys auflegte. Dass er bei der MSH mal als

Lehrender, mal als DJ auftritt, sieht er locker. Das Auflegen ist offenkundig ein großer Spaß für ihn und immer eine willkommene Gelegenheit, seiner großen Leidenschaft nachzugehen. Dabei ist für ihn klar: »Ich bin an dem Abend Privatperson.« Auch wenn ihm die Gefahr bewusst ist, dass seine professionelle Wahrnehmung von seinem Hobby beeinflusst werden könnte, sieht er keinen Widerspruch darin, als Wissenschaftler in seiner Freizeit aufzulegen. So recht besteht sowieso kein Grund zur Sorge, da das Feedback sowohl seitens der Studierenden als auch von den Kollegen bisher durchweg positiv ausfiel.

Wenigstens bei seinem Namen kommen die Wissenschaft und das Auflegen dann aber zusammen. In Manier des großen Dr. Alban, der seinen bürgerlichen Beruf als Zahnarzt in seinen DJ-Namen einfließen ließ, übersetzte Dr. Tischler aka Dr. Joiner seinen Nachnamen außerdem ins Englische, wodurch sich noch eine weitere Bedeutungsebene ergibt: Der »Joiner« ist nicht nur der Tischler, sondern laut »Urban Dictionary« sinngemäß auch jemand, der überall mitmischt. So beschränkt sich das Wirkungsfeld des DJs Dr. Joiner keineswegs auf den universitären Rahmen. »Ich habe natürlich keinen Resident-Club, aber im letzten Jahr ergab es sich circa einmal pro Monat, dass ich auflegen konnte« – beispielsweise in der »Fabrique«, der »Jupi-Bar« sowie auf verschiedenen Open Airs. Auf die Frage, ob er selbst Clubs besucht, kommt ein entschiedenes Nein. »Früher klar, aber um bis acht Uhr morgens – oder noch länger – durchzutanzten, fühle ich mich zu alt.« Spricht Dr. Lars Tischler jedoch über Clubs wie das »Moloch« oder den »Südpol«, Soli-Partys im Gängeviertel oder die Hamburger DJ-Crew »Schabernack«, merken wir ihm seine Bewunderung für die Szene an. »Ich komme vom Land, und für mich war es immer ein Traum, einmal bei der Love



In seinen Seminaren hören Studierende etwas über Pädagogische Psychologie, bei seinen DJ-Sets vor allem Melodic Techno.



Schon während seiner Banklehre entdeckte er seine Leidenschaft fürs Auflegen. Schließlich entschied sich Dr. Lars Tischler jedoch für die wissenschaftliche Karriere als Psychologe.

Parade dabei zu sein und einmal bei einem richtigen Rave aufzulegen. Die Love Parade war eine Enttäuschung, aber beim Auflegen konnte ich mir meinen Traum erfüllen.« Bei seinem ersten Auftritt im April 2018 legte er die Musik von 1992/93 auf. »Das, was man heute als Minimal, Detroit-Techno, Schranz bezeichnen würde.« Doch er bemerkte schnell, »der Sound ist heute ein ganz anderer«. Mittlerweile hat sich Dr. Joiner daher sowohl musikalisch als auch technisch »neu aufgestellt« und legt digital mit Multimediaplayer vor allem Melodic Techno und nur noch selten Vinyl auf.

Wenn Tischler über die technische Seite des Auflegens spricht, kommt ein Stück des Wissenschaftlers durch. Dann wird es theoretisch, und es geht um den großen Reiz des Komponierens, um das Entwickeln von Aufbau und Dynamiken. Begeistert spricht er vom Einsatz sogenannter Cue-Points, die in moderner DJ-Software Tracks gliedern, und er betont die Verbindung zur Psychologie, wo Cue für Hinweisreiz steht. Bestehen also Gemeinsamkeiten zwischen dem Auflegen und der Psychologie, fragen wir. »Das Verbindende ist die Beschäftigung mit der Emotion«, sagt Dr. Lars Tischler, rudert dann aber wieder etwas zurück: »Bei Musik geht es um schöne Melodien und im Gegensatz zur Wissenschaft, nicht darum alles zu durchdenken. Es macht einfach Spaß« – und den merken wir Tischler, wenn er im Seminar über die Herausforderungen wissenschaftlicher Erhebungsmethoden referiert, genauso wie beim Sprechen über Musik an.

Dabei überrascht der Techno-DJ mit einem musikalischen Horizont, der weit über das elektronische Genre hinausgeht. Von Down Beat über Jazz bis zu klassischer Barockmusik, ist die Liste seiner Lieblingsinterpreten lang. Zuletzt war er beim Konzert von Pop-Musiker Andreas Dorau, den er uns als Musiktipp auf den Weg mitgibt. Und das Rock-Genre? Das Motto unseres Magazins ist schließlich »It's only Rock'n'Roll«, woraufhin Tischler direkt vervollständigt »...but I like it«. Er kennt die Rolling Stones vor allem von Rap-Samples, aber er weiß, »dass es von denen echt viele gute Lieder gibt. Da gibt es noch viel zu entdecken«. Und wer weiß, vielleicht überrascht uns DJ Dr. Joiner bei einer der nächsten MSH-Partys mit einem Stones-Mix.

Das Verbindende ist die Beschäftigung mit der Emotion

WE ROCK THE NIGHT

It's only Rock'n'Roll ... wenn's laut ist? Ja, aber es geht auch anders. Wir haben die besten Läden für das ultimative Rock'n'Roll-Feeling in Hamburg zusammengestellt.

Molotow. Musikclub auf St. Pauli

Eine Instanz der Rock- und Indie-Szene ist das »Molotow« auf der Reeperbahn. Mit dem Abriss der legendären Esso-Häuser am Spielbudenplatz musste 2013 auch das »Molotow« umziehen, dem Kult um den Club hat der Umzug aber keinen Abbruch getan. Heute am Nobistor, am anderen Ende der Reeperbahn gelegen, atmet auch die Interimsbleibe aus jeder Pore Rock'n'Roll. In der Hall of Fame des »Molotow« finden sich Bands wie das LCD Soundsystem, Mumford & Sons, The White Stripes, Turbostaat, The Hives und viele mehr. Nobistor 14, 22767 Hamburg
molotowclub.com

Uebel & Gefährlich. Konzertbunker

Im wahrsten Sinne herausragend in der Hamburger Kulturlandschaft ist der 40 Meter hohe Bunker am Heiligengeistfeld. In dem ehemaligen Flakturm aus dem Zweiten Weltkrieg befindet sich heute unter anderem der Club »Uebel & Gefährlich« und damit wechselnde musikalische Highlights von Alternative bis House.

Feldstraße 66, 20359 Hamburg
uebelundgefaehrlich.com



Heartphones. Kopfhörerpartys fürs Herz

Hier gibt's ordentlich auf die Ohren – dabei sind die »Heartphones-Partys« wohl die leiseste Disco seit Erfindung des Verstärkers. Die Besucher hören die Musik über Funkkopfhörer und können zwischen verschiedenen Kanälen wählen sowie die Lautstärke individuell regulieren. Zur Wahl stehen Indie und Alternative, Pop, Hip-Hop, Soul und Oldies sowie 80er und 90er. Wer zu welchem Kanal abtanzt, wird durch farbig leuchtende Kopfhörer angezeigt.

Wechselnde Locations, z. B. Molotow, MS Stubnitz, Knust
heartphones.net



Guitar Village. St. Paulis Guitar Hero

Die erste Adresse für echte Gitarren-Liebhaber direkt auf dem Kiez. Mit eigenem Gitarrenbauer im Haus, Reparatur-Service und echten Liebhaberstücken werden hier Rockerherzen aus dem Takt gebracht. Ob Anfänger oder Profi, wer auf der Suche nach neuem Equipment ist, hat gute Chancen im »Guitar Village« fündig zu werden. Talstraße 34, 20359 Hamburg
guitar-village.de

Die Treppe. Cocktails, die krachen

Von wegen Craft Beer. Der heißeste Sch*** heißt Popcorn Sour. Oder wie wär's mit einer Mischung aus Kümmel, Lime Juice, Salz, Kokosnuss-Saft und Rote Beete? Klingt nach Resteverwertung? Nicht in der neuen Harburger Cocktailbar »Die Treppe«. Hier mixt der Vize-Meister der norddeutschen Cocktail-Meisterschaft Drinks der besonderen Art und zeigt, was Schnaps außerhalb vom Flachmann alles kann. Sand 25, 21073 Hamburg-Harburg

Kieztour. Backstage mit den Kiezbullen

Rock'n'Roll in Hamburg? Nicht ohne die Reeperbahn. Auch ohne den legendären »Star-Club« gibt es auf dem Kiez noch jede Menge zu entdecken. Spannende Anekdoten und authentische Einblicke gibt es zum Beispiel auf Tour mit den Kiezbullen aus St. Pauli, die als echte Insider aus dem Milieu die Reeperbahn rauf und runter kennen. kiezbullen-stpauli.de



MS Stubnitz. Kulturschiff

Seit 1992 wird das ehemalige Kühlschiff der DDR-Hochsee-Fischfangflotte als soziokulturelles Veranstaltungsschiff genutzt, seit 2014 liegt die »MS Stubnitz« in der Hafencity zwischen HCU und Elbbrücken. Das ambitionierte Programm des Kulturschiffes ist was für echte Musik-Freaks und reicht von Noise und Elektro über Fabjazz bis Goth Rock. Dabei erinnert das Ambiente unter Deck vage an »Das Boot« und ist allein schon einen Abstecher wert.

Kirchenpauerkai 26, 20457 Hamburg
ms.stubnitz.com

Kleine Pause. Mitternachtssnack

Immer einen Zwischenstopp wert, ist die »Kleine Pause«. Hier gibt es Fast Food mit Kiez-Feeling – und das bis morgens um 5 (bzw. an Sonn- und Feiertagen bis 2 Uhr).

Wohlwillstraße 37, 20359 Hamburg
kleine-pause.de

